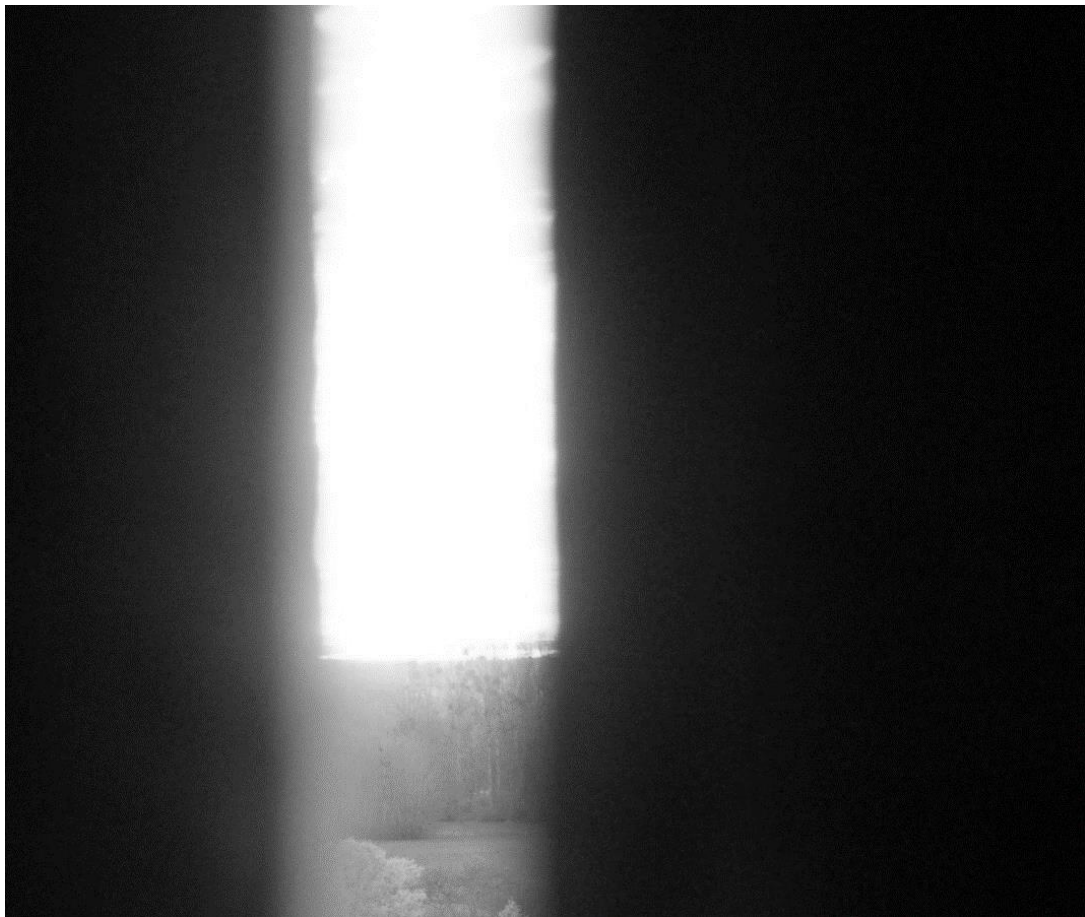




Predigt

Thema: Wie wenn Gott nichts gesagt hätte
Pfarrer/in: Andrea Spingler und Benedict Schubert
Predigtort: Peterskirche
Datum: 10. Dezember 2017
Bibeltext: Jesaja 63, 15-19 a



¹⁵ Schau herab vom Himmel und sieh herab von der Wohnung deiner Heiligkeit und deiner Herrlichkeit! Wo sind dein Eifer und deine Kraft? Das Aufwallen deiner Gefühle und dein Erbarmen – mir hast du es nicht gezeigt.

¹⁶ Du bist doch unser Vater! Abraham hat nichts von uns gewusst, und Israel kennt uns nicht. Du, HERR, bist unser Vater, Unser-Erlöser-seit-uralten-Zeiten ist dein Name. ¹⁷ Warum, HERR, lässt du uns umherirren, fern von deinen Wegen, verhärtest unser Herz, so dass wir dich nicht fürchten? Kehre zurück um deiner Diener, um der Stämme deines Erbbesitzes willen.

¹⁸ Für eine kurze Zeit haben sie dein heiliges Volk enteignet, dein Heiligtum haben unsere Feinde zertreten. ¹⁹ Wir sind wie die geworden, über die du nie geherrscht hast, über denen dein Name nicht ausgerufen wurde. Hättest du doch schon den Himmel zerrissen, wärst schon herabgestiegen!

JESAJA 63 (NEUE ZÜRCHER BIBEL)

Liebe Gemeinde, liebe Schwestern und Brüder,

ANDREA SPINGLER: was für ein Flehen, ein Drängen und Hoffen! Was für eine Verzweiflung und was für ein Vertrauen! *Du bist doch unser Vater!* Warum kann dann alles so sein, wie es ist? Warum ist die Welt so trostlos, warum sind wir selber nicht mehr recht bei Trost? Ja, warum? *Du bist doch unser Vater!* Überlass diese Welt nicht sich selber. Komm. Wir haben ja nichts und niemanden ausser Dir. Ich kann bei einem solchen Gebet nicht ZuhörerIn bleiben. Es beginnt auch in mir zu flehen und zu drängen und zu hoffen. *Du bist doch unser Vater! Wo sind dein Eifer und deine Kraft?* Komm. Und lass uns nicht allein mit dem Schlamassel, der da und dort auf unserer Welt herrscht. Komm uns endlich ganz nah!

Ich bin nicht die Einzige, die hier nicht ZuhörerIn bleiben mag. Zahllose Menschen aller Zeiten haben sich in die wunderbare und berührende Klage des Propheten hineinnehmen lassen, haben mitgefleht und weitergebetet. Einer von ihnen war Friedrich Spee, der uns damit eines der schönsten und meistgesungenen Adventslieder geschenkt hat: O Heiland, reiss den Himmel auf!

Beginnen wir noch einmal neu und lassen uns, bevor wir dann doch zu Hörenden werden, mit hinein nehmen ins Klagen und Hoffen. Ich lese das Gebet aus dem Jesaja-Buch noch einmal und wir beten dann alle gemeinsam, in dem wir das Lied 361 singen. Zuerst noch einmal Prophetenwort, dann Lied 361, alle gemeinsam:

> Jesaja 63,15-19a

> O Heiland, reiss den Himmel auf – RG 361, 1-6

Friedrich Spee war Priester und hätte in seinem Orden ein beschauliches Leben geführt, wenn er nicht in einer schrecklichen Zeit gelebt hätte – in der Zeit der Hexenverfolgung. Spee war als Sonderseelsorger für diese Frauen eingesetzt, die auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden sollten. Er hat zahllose Prozesse begleitet und hat, so sagt er selbst, unter all den Frauen, die er hat sterben sehen, «keine einzige Schuldige gefunden». An seiner eigenen Ohnmacht angesichts der unglaublichen und kirchlich abgesegneten Grausamkeit ist Friedrich Spee fast zerbrochen. Fast. Aber anstatt die Machtlosigkeit in sich hinein zu fressen, hat er sie hinausgeschrieben. Er hat im Nichtstun-können das getan, was uns nie genommen werden kann: Er hat gebetet und Gottes Eingreifen erwartet. *O Heiland, reiss den Himmel auf!*

BENEDICT SCHUBERT: Es gab damals, und es gibt heute wahrhaftig viele gute Gründe, zu verzweifeln, zu zerbrechen an dem, was geschieht, was Menschen einander antun. Mir wird hin und wieder nachgesagt, ich sei ein unverbesserlicher Optimist, aber auch ich kenne diese Momente, in denen ich den Eindruck kaum mehr abwehren kann, wir hätten keine Zukunft mehr, wir hätten sie uns verbaut und verspielt. Wir hätten uns resigniert oder sogar willig an die Bosheit, an die Gemeinheit, an den Neid und die rücksichtslose Selbstsucht gewöhnt, die uns und die Welt zugrunde richten.

Und was diese Zeiten der Betrübnis noch schlimmer macht, was es auch für Friedrich Spee oder damals für den Propheten eigentlich unerträglich machte, war die Feststellung, dass das Volk Gottes nicht imstand war, ein Gegenmodell zu leben. Die Verhärtung der Herzen, die Um- und Abwege, die destruktive Orientierungslosigkeit waren und sind nicht ein Problem der anderen. Der Prophet sieht ein Volk, das so tut, wie wenn es nie etwas von Gott gehört hätte. Es lebt, wie wenn es nicht seit Langem das Wort geschenkt bekommen hätte, das Wegweisung ins Leben ist. Der Prophet beklagt, dass der Gehorsam gegenüber der Weisung Gottes offenbar nur wie eine dünne Lackschicht war. Kaum war das Volk dem Wetter ausgesetzt, blätterte der Lack ab. Und Israel wurde verwechselbar,

war und benahm sich gleich wie alle. Der drängendste – und gleichzeitig aktuellste Vers im ganzen Text – ist für mich der Anfang von Vers 19: *Wir sind wie die geworden, über die du nie geherrscht hast, über denen dein Name nicht ausgerufen wurde.* Hast Du nicht auch den Eindruck, Andrea, das könnten und müssten wir als «Dienerin und Diener des göttlichen Worts» eigentlich genau so über uns sagen?

ANDREA SPINGLER: *Wir sind wie die geworden, über die du nie geherrscht hast, über denen dein Name nicht ausgerufen wurde.* Ja, einerseits. Das müssen wir in der Tat auch über uns selber sagen. Es ist bei uns, in der Kirche keinen Deut besser als in der Welt um uns herum. Und das ist, wie Du ja sagst, gerade das Schmerzliche.

Und andererseits: Wo so gefleht wird wie bei Jesaja, bei Friedrich Spee oder auf andere Weise auch immer wieder bei uns – wo so gerungen wird um Gottes Eingreifen, darum, dass er sich nicht entzieht, sondern in dieser Welt wirkt und sie nicht sich selber überlässt – wo so gehofft wird, da ist eben doch etwas anders: Wer so betet, der nimmt es offenbar noch wahr, dass nicht alles so ist, wie es sein sollte. Es ist bei uns doch anders – gerade weil über uns Gottes Name ausgerufen wurde, gerade weil er über uns herrscht: Da ist dieser Funke von Ewigkeit in uns hineingelegt, diese Ahnung von Erfüllung, die uns nicht gleichgültig und mit der Unfertigkeit der Welt und der Halbpatzigkeit von uns selber nicht einfach zufrieden sein lässt. Das ist doch ein riesiger Unterschied: Dass wir gegenüber den Zuständen um uns herum und in uns drin weder zu resignieren noch sie unter den Teppich zu kehren brauchen. Dass wir eben vielmehr beten können. Und vertrauensvoll darauf hoffen, dass er den Himmel zerreisst und die Erde verändert! Oder empfindest Du das ganz anders?

BENEDICT SCHUBERT: Auch ich würde nun gerne ebenfalls mit ja und nein antworten. Einerseits würde ich zustimmen und beispielsweise diesen Gottesdienst als den praktischen Beleg dafür nehmen, dass wir uns nicht abgefunden haben damit, wie die Welt ist und wir uns drin bewegen. Und andererseits müsste ich aber auch meine besorgte Frage vertiefen, ob wir uns selbst und Gott darin wirklich ernst nehmen, oder ob wir alle nicht doch angesteckt sind von einem praktischen Alltagsatheismus. Dieser hofft nicht mehr wirklich darauf, rechnet nicht konkret damit, dass Gott eingreift, wirkt, handelt. Dieser schleichende Atheismus kennt nur die Alternative: krampfen und kämpfen oder resignieren.

Doch mit diesem «einerseits – andererseits» würde ich weder den prophetischen Text ernst nehmen noch das, womit Du eingesetzt hast, Andrea. Der Text ist ein Gebet, das zum Mitbeten einlädt. Wenn wir unsere Lage beobachten und analysieren, geraten wir in einen Sumpf, aus dem wir nicht herausfinden. Die Frage, ob wir Gott und unser Gebet genügend ernst nehmen, können wir gar nicht beantworten. Aber beten können wir. Und betend schauen wir eben nicht auf das, was wir tun oder nicht tun, was wir vermögen oder nicht vermögen, was wir glauben oder nicht glauben. Wir sind dann eben nicht mehr auf den Grad unserer Herzensverhärtung fokussiert, sondern richten unsere Blicke auf den, der unser Herz kennt und es verwandeln kann. Er beurteilt, ob wir uns so verlaufen haben, dass wir aus eigener Kraft keinen Ausweg mehr finden, oder ob wir trotz allem auf dem rechten Weg sind, den Er uns gezeigt und eröffnet hat.

Es bedeutet just nicht, dass wir unsere Verantwortung an Gott abschieben wollen. Es bedeutet im Gegenteil, dass wir anerkennen, dass wir in eine Lage geraten sind, uns selbst in eine Lage gebracht haben, in der wir nur überleben, wenn der Heiland den Himmel aufreisst!

ANDREA SPINGLER: Vielleicht ist es ja die letzte Spitze dieses „praktischen Alltagsatheismus“, wie Du ihn nennst, Beni, die letzte Spitze des ganz auf uns selber fokussiert Seins, dass wir nun auch uns selber anklagen. Der Prophetentext tut das, wenn ich recht sehe, nur am Rande. Viel mehr aber klagt er Gott an. Er schreibt das Elend der Welt vor allem dem beklagenswerten Umstand zu, dass Gott sich dieser Welt scheinbar entzogen hat. Das ist ein ungeheurer Gedanke. Ein unheimlicher und für uns

eher ungewohnter. Aber in der Bibel hat er eine lange Tradition. Das Empfinden, dass Gott sich selbst der Welt entzogen hat, ist so alt wie die jüdisch-christliche Glaubensgeschichte. Und genau gleich alt wie diese Wahrnehmung des Selbstentzuges Gottes ist die Fähigkeit des Menschen, Gott zu behaften auf sein Versprechen. Ihm sein Wort vorzuhalten, ihn zu erinnern an den Bund, an seinen Willen, die Menschen nicht alleine zu lassen, sondern mit ihnen unterwegs zu sein und zu bleiben.

Es ist gut, um diese lange Geschichte zu wissen. Wir sind nicht die Ersten, die so empfinden. Deshalb feiern wir ja auch Advent. Wir stellen uns hinein die Geschichte Gottes mit seinen Menschen. *Unser-Erlöser-seit-uralten-Zeiten ist dein Name* betet der Prophet. Seit uralten Zeiten hast Du es den Deinen versprochen. Seit uralten Zeiten haben sie es immer wieder so empfunden, als wäre Deine Erlösung gar schrecklich weit weg, ja, als habest Du die Welt vergessen. Und seit uralten Zeiten haben die Deinen es nicht dabei bewenden lassen, sondern Dein Kommen wieder neu erwartet und erlebt. So, wie wir es jedes Jahr im Advent tun. Wir gestehen uns ein, dass wir Gott dann und wann als sehr fern, als abwesend gar empfinden. Und umso froher feiern wir dann, wenn es soweit ist, auch wieder sein Kommen. Es gilt ja beides: Das Christus gekommen ist und uns seither nicht mehr alleine lässt. Und genauso, dass wir sein Kommen und Eingreifen sehnlichst erwarten.

BENEDICT SCHUBERT: Ja, genau: Es bleiben weiterhin genügend Gründe, nicht aufzuhören mit Flehen und Beten, dass Gott sich doch endlich zeigen möge, weil Jesus noch nicht überall mit Seiner Liebe zum Zug gekommen ist. Ich zähle diese Gründe nicht auf – sie werden uns täglich im Fernsehen und in den Zeitungen in unsere Stuben geliefert, und jedes Mal legt sich ein beklemmend kalter Schatten über alles.

Doch gleichzeitig feiern wir schon jetzt, dass Gott uns nicht hat verkommen lassen. Schon jetzt nehmen wir es dankbar an, dass Gott unser flehendes Gebet erhört und sich mit uns verbunden und verbündet hat. Schon jetzt erkennen wir Zeichen dafür, dass Gott als unser Erlöser, unser Entlasteter und Erleichterer bei uns ist. Ablesen können wir das dort, wo Glaube, Hoffnung und Liebe gelebt werden. Wir nehmen wahr, dass und wo und wie Menschen Gott und einander Vertrauen schenken. Wir erleben erleichtert, dass anderen und uns selbst die Hoffnung nicht verloren geht. Wir haben im Gegenteil den Mut, Dinge zu tun, die pessimistischen Prognosen widersprechen, aber Ausdruck dieser Hoffnung sind. Und wir sind glücklich, wo anderen und uns selbst die Kraft und die Kreativität zufließen, zu lieben. Lieben heisst: Auch auf Böses mit Gutem antworten, andere vorbehaltlos annehmen, Fehler, auch absichtlich und aus Gemeinheit gemachte, vergeben, zugeben, wenn wir selbst gescheitert sind und versagt haben. Gott sei Dank gibt es diesen Grund, schon jetzt zu feiern.